

Ökumenische Aspekte der Brauchtumspflege

Das jüdische Volk ist zweifellos ein einzigartiges Phänomen in der Geschichte der Menschheit. Obwohl mit der Eroberung von Jerusalem im Jahre 70 durch die Römer aus dem angestammten Land der Väter vertrieben und in aller Herren Länder zerstreut, haben die Juden dennoch als Volk überlebt und konnten 1948 in ihrer ursprünglichen Heimat den modernen Staat Israel gründen. Das innerste Geheimnis dieser Lebenskraft ist wohl die Pflege des Brauchtums in den jüdischen Familien und Gemeinden, eine „Grammatik des Handelns“ (R. v. Jhering), die das Judentum vorab aus dem Talmud bezog. Gepflegtes Brauchtum bewirkt ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein und fördert – gemeinschaftsbildend – das Miteinander. Ein beredtes Zeugnis hierfür ist in der Oberpfalz die einstmals blühende jüdische Gemeinde von Floß (1684 bis 1942), die sogar ihren besonderen Minhag, d.h. eigene religiöse Bräuche und Verhaltensmuster entwickelte. Zeitweise war die Judengemeinde von Floß – einmalig in Bayern – sogar eine eigene selbständige politische Gemeinde. So zeigt das Judentum insgesamt bis hinein in die einzelnen Gemeinden und Familien, wie lebendiges Brauchtum nicht nur Bewahrung des Ererbten, sondern auch Sicherung der Zukunft ist, weil es die Identität eines Volkes erfahrbar macht. Das Gespür für die brauchtumsgeprägten Lebensvollzüge ist durchaus nicht das unbedeutendste Vermächtnis der jüdischen Gemeinden an ihre christlichen Schwestern und Brüder – gleichsam Urökumene.

Wenn das Christentum überleben will, muß es – wie das Judentum – Wurzeln schlagen in der Volksseele und eben hieraus leiten sich die ökumenischen Aspekte der Brauchtumspflege ab. In diesem Sinne geht es um:

1. *Vergangenheitsbewältigung*

Die konfessionelle Gespaltenheit – insbesondere in der nördlichen Oberpfalz – kommt in einer Reihe von Gemeinden schon optisch in zwei Kirchengebäuden und Türmen zum Ausdruck, die das Ortsbild bestimmen. Der Umgang der beiden Konfessionen miteinander war durchaus nicht immer ein Ruhmesblatt. So wurde mir über ein oberpfälzisches Dorf glaubhaft berichtet, daß für die Katholiken – wie leider allgemein üblich – der Karfreitag der gängige Hausreinigungs- und Fensterputztag war. Als gezielte Bosheit kam hinzu, während des evangelischen Gottesdienstes möglichst in Kirchnähe mit der Kreissäge Holz zu sägen und mit dieser Lärmbelästigung die Karfreitagspredigt empfindlich zu stören. Die Retourkutsche der Protestanten ließ nicht auf sich warten; am Fronleichnamstag trieben sie ihre Kühe über den Prozessionsweg, nachdem diese vorher mit saftigem Klee gefüttert worden waren ...

Das ist erfreulicherweise Vergangenheit! Mittlerweile hat man zu gemeinsamen Gottesdienstformen gefunden. Ökumenische Kreuzwegandachten sind seit Jahrzehnten nicht mehr aus dem kirchlichen Leben wegzudenken; zwar wurde evangelischerseits eine eher katholische Andachtsform übernommen, aber mittels einer bibelorientierten Korrektur durchaus bereichert.

Insbesondere wurde der am „Schmerzhaften Freitag“ (= vor dem Palmsonntag) im gesamten deutschen Sprachraum gebetete Jugendkreuzweg zu einem feststehenden Begriff. Ein ökumenisches Team hatte Jahr für Jahr seine Texte ausgearbeitet; er war die Gebetsbrücke zwischen Ost und West und ließ in den Zeiten des Eisernen

Vorhangs die Einheit des deutschen Volkes spüren. Für gewöhnlich wurde und wird dieser ökumenische Jugendkreuzweg außerhalb des Kirchengebäudes auf einem längeren Weg in sieben Stationen gehalten. Die einzelnen Stationen sind mit Vorliebe heimische Marterl, Wegkreuze und Feldkapellen. So wird gerade durch den Jugendkreuzweg der ganze Mensch mit all seinen Sinnen angesprochen und darüberhinaus ein Stück Heimat betrachtend erwandert.

Wo man in herkömmlichen Formen gemeinsam betet, wird am ehesten Trennendes überwunden!

2. Versöhnung mit der Volksseele

Als Offenbarungsreligion bedarf das Christentum der Weitergabe durch das Wort. Es scheint aber derzeit die Gottesdienstgestaltung beider Konfessionen an einer Inflation des Wortes zu kranken. Das Wort steht allerdings eher am Ende der Erkenntnis und weniger am Anfang. So stellt bereits im 2. Jahrhundert Klemens von Alexandrien in seinen Stromata (II, 4) fest: „Die sinnliche Wahrnehmung ist der Schritt zum intellektuellen Wissen“. Wer die „Sinnlichkeit“ des Menschen vernachlässigt, erreicht ihn nicht. Darum faßt in einem wortüberfluteten Umfeld das Bedürfnis nach einer Inspiration durch Zeichen immer mehr Fuß. Bräuche erfassen tiefere Schichten der Psyche und schenken so Geborgenheit; Riten stiften Beziehung, – ein Gefühl der Beheimatung – Werte, die auch im nachbürgerlichen Lebensstil wieder gefragt sind und nicht nur hinterfragt werden.

Evangelische Posaunenchoräle spielen längst da und dort in der Fronleichnamsprozession; die katholische Osterkerze ist zwischenzeitlich auch im evangelischen Gottesdienst eingebürgert. Fastentücher laden mittlerweile in den Kirchen beider Konfessionen zur Bildbetrachtung ein. Die in der ganzen Oberpfalz verbreiteten Kreuze mit den Leidenswerkzeugen Christi – Ausdrucksformen archaischer Volkskunst – fanden überkonfessionell als Symbolmeditation Eingang in den Gottesdienst und traten u. U. sogar an die Stelle einer Karfreitagspredigt. Die Zahl der Beispiele ist inzwischen „Legion“ – ein Tatbestand, der auf eine ökumenische Gesetzmäßigkeit hinweist:

3. Wechselseitige Übernahme von Bräuchen eine Bereicherung eigener Ausdrucksformen

Der bayerische König Maximilian II. (1848–1864) gab den Auftrag für das mittlerweile zum Klassiker avancierte Werk: „Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern“, München 1863. Darin schreibt Eduard Fentsch: „Der Vorabend des Weihnachtsfestes bringt in den protestantischen Bezirken das geschmückte mit Lebkuchen und Spielzeug behangene und mit brennenden Wachslichterchen besteckte Tannenbäumlein. Das Plattland der katholischen Oberpfalz kennt diese Sitte nicht; doch wird da und dort der Barbarabaum, ein am Tage der hl. Barbara abgeschnittenes Weichsel- oder Kastanienreis, das im Wasser aufbewahrt und zur Blüte gebracht wird, an diesem Abende mit etlichen Zuckerzeug und „Leckerln“ behangen, den Kindern zu Nutz und Lust“ (S. 261).

Längst sind Christbaum und Barbarazweige christliches Allgemeingut und aus dem Kirchenjahr nicht mehr wegzudenken. Nur folgerichtig die Schlagzeile: „Oberpfälzer Christbaum für den Papst“.

Ähnlich verhält es sich mit dem Adventskranz. Sein „Erfinder“ ist der evangelische Pfarrer Johann Heinrich Wichern († 1881), der im „Rauhen Haus“ in Hamburg 1860 zum ersten Mal einen mit Tannenzweigen gezierten Kronleuchter aufhängen ließ. 1931 hing zum ersten Mal in der katholischen Silvester-Kirche in München-Schwabing ein Adventskranz. Das 1974 erschienene Regensburger „Diözesanrituale“: „Segnungen und Weihen“ enthält sogar eine „Weihe des Adventskranzes“, ein Segen der vielerorts am Anfang des Kirchenjahres steht. Der Adventskranz ist das ökumenische Sinnzeichen schlechthin, denn er ist das Symbol des Erdkreises, der auf den wiederkommenden Messias wartet.

Die nähere Ausgestaltung des Adventskranzes läßt dem Lokalkolorit weiten Spielraum. Gibt man den vier Kerzen Namen wie Paradieses-, Propheten-, Engels- und Marienkerze oder Namen von Tugenden, dann lassen sich diese Motive thematisieren und als Lichtritus (mit Sprechszenen) in den Gottesdienst einbauen (Lucernarium). Wählt man für den Kranz drei violette und eine rosafarbene Kerze wird der Zusammenhang mit den liturgischen Farben der katholischen Kirche in der Adventszeit offenkundig. Zierte man den Adventskranz

mit 12 Toren nach „Offenbarung“, Kapitel 21, dann weist der Kranz auf die kommende heilige Stadt der Endzeit hin, deren Leuchte allein das Lamm ist (Offb 21, 23) (Nach H. Kirchhoff).

Der Adventskranz, einer der jüngsten Bräuche, ist aus dem Umfeld evangelischer Frömmigkeit hervorgegangen; er ist längstens zum Zeichen der auf den Herrn wartenden Christenheit geworden. So gilt es jetzt, ihn vor einer kommerzialisierten Sinnentleerung zu bewahren. Das ist das Anliegen, das nunmehr Christen aller Couleur verbindet.

4. Korrektur von Mißbräuchen

Gerade der Advent als die sogenannte „staade Zeit“ droht im Rummel zu versinken; seine Heiligengestalten – einst von kultiviertem Brauchtum umrankt – sind gefährdet, vom Kult zum Klamauk zu verrohen.

Als Kinder hatten uns Erwachsene damit Angst eingeblößt, der Knecht Ruprecht würde die Unfolgsamen in den Sack stecken und diesen in die Donau werfen. Was für ein lähmendes Entsetzen hatte es bei uns Kindern ausgelöst, als der Knecht Ruprecht kam mit einem Sack, aus dem zwei ausgestopfte Mädchenbeine heraushingen, die wir fälschlicherweise für echt hielten.

Ein ähnlich grausiger Kinderschreck war die Gestalt der „Luzier“, die zur Mittwinterzeit am Vorabend des 13. Dezembers Angst und Schrecken verbreitend herumgeisterte. Sie war (ist) maskiert als häßliche Alte, die einen Strumpf über den Kopf gezogen hatte mit einem Loch für ein Auge. Unartigen Kindern drohte sie Augenauskratzen oder Zungenabschneiden an, insbesondere aber Bauchaufschlitzen mit ihrer Sichel. Und während sie diese mit einem Wetzstein schärfte, leierte sie ihr Sprüchlein herunter: „A Melterl (= Milchgefäß aus Ton) voll Blout, a Schüsserl voll Darm ...“

Hier wurde die christliche Heilige Lucia von Syrakus († 304) wahrscheinlich von einer mythologischen Gestalt der heidnischen Vorzeit überlagert. Die oberpfälzisch – böhmische „Luzier“ hat mit der christlichen Lucia nichts zu tun. Allein von daher sollte die gruselige Luzier – Maskerade tunlichst aus dem Oberpfälzer Brauchtumskalender verschwinden! Unter dem Einfluß der Reformation entwickelte sich im protestantischen Norden eine andere Tradition, die heute

noch in Schweden lebendig ist. Das älteste Mädchen in der Familie verkleidet sich als „Luzienbraut“; angetan mit einem weißen Gewand und bekrönt von einer Lichterkrone mit meistens fünf brennenden Kerzen, bringt sie den Eltern das Frühstück ans Bett. Die christliche Legendendichtung griff das Motiv der Lichterkrone auf und ließ Lucia, an beiden Händen bepackt, Lebensmittel für verfolgte Christen in die Katakomben bringen. Dabei habe ihr die Lichterkrone auf dem Haupt die dunklen Katakombengänge erhellt ... Gutes tun, bringt den Menschen Licht.

Bedauerlicherweise entfernt sich auch dieses Lucia – Brauchtum von seinen Ursprüngen. Der alljährliche Wirbel um die Wahl der Lucia – Königin in Stockholm beginnt sich wie ein Firniß auf den Sinn des Lichterbrauchs zu legen ...

So hat der Düsseldorfer katholische Pfarrer Josef Vink im Sinne einer Resakralisierung ein Modell für eine Lucia-Feier im sakralen Raum entworfen. Bewußt wurde dieses Modell auf den Kirchenraum beschränkt, um einer erneuten Profanisierung von Anfang an entgegenzusteuern.

Im Rahmen eines adventlichen Gottesdienstes zieht Lucia die Lichterkrone auf dem Haupt mit ihren weißgekleideten Gefährtinnen in die dunkle Kirche ein. Die Darstellerinnen führen ein kurzes Mysterienspiel auf, indem sie Sinnsprüche zur Symbolik des Lichtes vortragen. An Stelle der Lesung wird eine der Lucia-Legenden vorgelesen; singt die Gemeinde verschiedene Lucia-Lieder.

1986 wurde erstmals in der Oberpfalz in Aufhausen eine dergestaltete Luciafeier durchgeführt. Ein Jahr später hat das Regensburger Seelsorgeamt eine 16seitige Arbeitshilfe erstellt, ein Modell, das auch in einem evangelischen Gottesdienst verwendet werden könnte. So ist die Luciafeier geradezu ein Musterbeispiel dafür, wie auf ökumenischer Basis zum einen ein Mißbrauch durch die bessere Alternative abgestellt werden könnte und zum andern der biblische Lichtgedanke im heiligen Spiel veranschaulicht und damit vermittelt wird.

5. Veranschaulichung des Kirchenjahres

Es ist so gut wie unbekannt, daß eine Reihe religiöser Bräuche nichts anderes ist, als die Darstellung des jeweiligen Festevangeliums. Laternenumzüge zum Martinstag

am 11. November sind in evangelischen wie katholischen Kindergärten gleichermaßen beliebt. Wer denkt dabei noch daran, daß die Lichterumzüge am Martins(vor)-abend nichts anderes sind als das „in action“ umgesetzte Tagesevangelium: „Niemand zündet ein Licht an und stellt es in ein Versteck oder unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter, damit alle, die eintreten, das Licht sehen“ (Lk 11, 33–36).

Das gleiche Prinzip ist beim Brauchtum der Barbarazweige einschlägig. Diese haben an sich mit der Hl. Barbara und ihrer Legende nichts zu tun. Erst im Nachhinein entstand die Legendendichtung, von dem Zweig, der für Barbara zum Todesboten wurde: Auf dem Weg zum Gefängnis hätte sich ein Kirschzweig in ihrem Gewand verfangen. Barbara stellte diesen in einen Krug mit Wasser. An dem Tag, da der Zweig aufblühte, wurde sie zum Tod verurteilt. „Du scheinst wie tot“, sagte Barbara zu dem Zweig, „aber du bist aufgeblüht zu schönerem Leben. So wird es auch mit meinem Tod sein. Ich werde zu neuem, ewigen Leben aufblühen“. Der ursprünglichen Barbara-Legende ist diese Variante fremd.

In Wirklichkeit sind die Barbarazweige nur die bildhafte Darstellung des (früheren) Evangeliums vom ersten Adventsonntag: „Betrachtet den Feigenbaum und alle anderen Bäume. Setzen sie Frucht an, so wißt ihr: der Sommer ist nahe“ (Lk 21, 25–33). Wie die treibenden Zweige des Feigenbaums darauf hinweisen: der Sommer steht vor der Tür, so kündeten die im Evangelium beschriebenen Zeichen der Endzeit das eine an: Jesus Christus kommt „bald“ wieder, um Gericht zu halten und die Welt zu vollenden. Insbesondere aber sollen Barbarazweige im

Advent – zur „Unzeit“ also – die Erinnerung an Jesus, den „Sproß aus der Wurzel Jesse“ wach halten, denn der Messias ist gekommen, alles göttliche Leben zum Sprossen zu bringen.

In dieser Weise ließen sich eine ganze Reihe von Bräuchen aufzählen, die einen thematischen Bezug zum jeweiligen Festtageevangelium haben und dieses in Bild und Gleichnis darstellen wollen. Macht man derlei vergessene Zusammenhänge wieder bewußt, wird solches Brauchtum für evangelische wie katholische Christen in gleicher Weise vollziehbar. Das Kirchenjahr wird anschaulich und so den Menschen zur Heimat.

Nur exemplarisch, in begrenzter Auswahl konnten einige Bräuche in ihrer ökumenischen Relevanz angesprochen werden. Allein die hier skizzierten fünf Punkte ergeben das folgende:

Resumée

Was die christlichen Konfessionen (immer noch) trennt, sind unterschiedliche Dogmen. Glaubenssätze liegen auf der Ebene der Ratio, also des schlußfolgernden Verstandes. Was die christlichen Konfessionen eint, sind die Urbilder des Glaubens, die den tieferen Schichten der Seele innewohnen. Eben diese Urbilder des Glaubens – jenseits aller rationalen Begrifflichkeit – will das christliche Brauchtum umsetzen in Sinnbilder und Handlungen. Damit gewinnen die ökumenischen Aspekte der Brauchtumpflege ein bedeutendes Gewicht auf dem Weg zur Einheit der getrennten Christen.